



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

J.-: Die neuesten Romane.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Die neuesten Romane.

Die reifere Bildung mag sich gegen die gelesenen Schriftsteller, „die Klein-  
händler der Literatur“, so vornehm stellen als sie will, für die Erkenntniß der ge-  
heimern Regungen in den innerlichen Tiefen des Volkslebens werden jene Revel-  
len, Romane, Poffen, oder unter welchen Formen sonst die Unmittelbarkeit des  
Gemüths sich aussprechen mag, immer von der größten Wichtigkeit sein. Wenn  
ein glückliches Gestirn solchen Schriftstellern außer der Gabe der Mittheilung auch  
die Anmuth der Form, den Sinn für geistige Bildung verlieh, so wird der Ein-  
fluß auf die Zeit, der Genuß, den sie gewähren, von größerer Dauer sein; Hier  
kommt es uns aber gerade auf den Moment an, auf den Pulsschlag der Zeit,  
dem wir weit entfernt sind die Bedeutung einer göttlichen Begabung beimessen  
zu wollen. Die ewig heitern Mufen sind zeitlos, aber der Naturforscher der  
Seele muß nicht prüde sein, wenn er zu seinem Zwecke kommen will.

Es wird wohl Keiner bestreiten, daß in der populären Literatur unserer  
Tage Frankreich und England wieder den Vortritt haben; unsere Buchhändler  
können es am besten bezeugen. Was hilft es, darüber zu klagen? es muß wohl  
seinen Grund haben, und diesen Grund zu suchen, ist eben der Mühe werth.  
Nur muß man nicht das alte Märchen der Censur aufstischen wollen; die Cen-  
soren gehören auch zum Volke, und woran das Volk sich ernstlich amüßrt, das wird  
keine Scheere ablösen.

In Frankreich unterscheiden wir zwei Richtungen der Romantik: die mora-  
lisch-sentimentale, wenn ich mich so ausdrücken darf; die andere die sogenannten  
„Fantaisisten“ mit der alt traditionellen Trivolität des französischen Geistes.

Jener Zwiespalt zwischen dem Interesse an den moralischen Schaudergemäl-  
den E. Sue's und der muntern Geschwägigkeit Dumas' setzt, wenn wir uns  
nicht gerade an den Ausdruck stoßen wollen, die alte Differenz fort zwischen den  
Romantikern und den Classikern. Die einen sind unzufrieden, weil ihnen gewisse

sittliche Ideale vorschweben und die Wirklichkeit verwirren; die andern malen das Leben unbefangen hin, wie sie es sehen, ihre Ideale sind ihnen gegeben, der Typus des Edlen und Schönen liegt nicht hinter der geschichtlichen Entwicklung.

Wodurch zieht namentlich E. Sue die Masse so an? Gewiß nicht durch seine poetische Vollendung, im Gegentheil würde man sich ein confuseres Durcheinander schwer vorstellen können; aber auch wohl nicht durch seine politische Doctrin, seine moralischen Verbesserungs-Ideen; es ist bekannt, daß seine eifrigsten Leser dergleichen überschlagen.

Ich finde zwei verschiedene Gründe. Der eine, schlimme, ist das Gelüst eines blasirten Zeitalters nach Schauder und Grauen. Der andere ist berechtigter. Das Publikum ist der abstracten Literatur, deren Schreiben sich immer wieder auf Geschriebenes bezieht, herzlich müde; es hungert nach Realität. Es war eine von den Marotten unserer romantischen Schule, dieses Bedürfniß nach Thatsächlichem als ein ungebildetes Gelüst zu brandmarken, das nur der Populace eigen sei; die Realität war bei ihnen nur ein Spielball der souveränen Ironie, ein Traumwesen, in dem sich die Willkür der Genialität nach dem Wechsel ihrer Stimmungen frei und ohne Schranken bewegte. Ein ästhetischer Genuß für eine feingestimmte Seele konnte nach dieser Doctrin der Blasirtheit, nur der Haut-gout sein, der dem gemeinen Volke widerstand: die gegenstandlose Empfindung, die Dämmerungswelt der Sehnsucht und Ahnung, der Opiumrausch einer bloß subjectiven Erregung. Sehr übel hat diese Theorie auf die deutsche Literatur influirte; was sich auf Genialität etwas einbildete, schwelgte in dieser Schattenwelt der von ihrem Object abgelösten Gedanken — ein Kunststück, in dem sich die moderne Philosophie mit der von ihr so lebhaft bekämpften Belletristik brüderlich vereinte — und die eigentliche Poesie, d. h. die schöne, anziehende Darstellung der Wirklichkeit, wurde Postsecretären und pensionirten Rittmeistern überlassen. Denn wo auf der einen Seite die Aristokratie der Bildung sich in dem Schwindel des Nihilismus verliert, wird die Reaction sich um so lebhafter an die endliche, bloß empirische Seite des Lebens anklammern, an das Gemeine, was gestern war und morgen wiederkehrt. Wenn Novalis, Tieck, Schlegel und ihre Epigonen in der Welt nichts weiter sahen als romantische Wald einsamkeiten und ästhetische Theecirkel, so erschien die Muse einem Claren, Schilling und wie sie sonst heißen, in der Form eines rothnäsigen Stubenmädchens, das eine zu große Beschäftigung verhindert, sich zu waschen oder die Haare zu kämmen. Und so sehr man Recht hatte, sich vor dieser Poesie des Alkovens die Nase zu stopfen, so war sie doch jenem impotenten Traumwesen der Romantik gegenüber im Recht. Man erfuhr doch etwas: einer gewann das große Loos, oder wurde Salzinspector, oder verheirathete sich, und was sonst in der Misere des Lebens vorgeht. Oder wenn das Publikum sich mehr nach dem hingezogen fühlte, was es nicht hatte, so eröffneten Tromlitz und

van der Velde die Wunder der vornehmen Welt: sie führten historische Wachsfiguren, von denen man freilich aus einer Cleopatra durch geringe Veränderung leicht einen Diogenes machen konnte, auf ihr Marionettentheater, und sprachen hinter der Coullisse zierliche Worte der Liebe und Ehre, während sie ihre Puppen an ziemlich dicken Drahtfäden dazu tanzen ließen, auch sich keinesweges genirten, wenn der Draht riß, mit den eigenen Händen in die Bühne überzugreifen, und wie ein *deus ex machina* die unglückselige Ophelia aus der unfreiwilligen Ohnmacht aufzurütteln.

Also der Mangel der deutschen Belletristik in der Restaurationsperiode bestand darin, daß die geistreiche Novelle stofflos war, daß der „ideale“ Roman nur solche Figuren brachte, die in ein Modejournal oder in das Fenster eines Coiffeurs sich passen, und daß die Darstellung des wirklichen Lebens in dem Schmutze wühlte, den Jeder schon zu Hause vorfand.

Man wird sich erinnern, daß einst die schweizer Aesthetiker in ihren Angriffen gegen die Gottschedianer als Hauptaufgabe der Poesie darstellen: daß sie Natürliches, Neues, Wunderbares und Moralisches liefern sollte. Sie sollte die Natur nachahmen, denn sonst fand sie keinen Glauben; sie sollte Neues geben, denn sonst erregte sie keinen Enthusiasmus, Wunderbares, denn sonst beschäftigte sie nicht die Phantaste; sie sollte moralischen Inhalt haben, denn sonst rührte sie nicht. Anforderungen, die sehr wenig nach Idealität schmecken, die aber von einer vortrefflichen Einsicht zeigen in das, was der Masse Noth thut.

Eugen Sue und seine Schule erfüllt diese Anforderungen in hohem Grade. Er ahmt die Natur nach, bis auf den Schindanger und die Galeeren; er gibt Neues, denn das gewöhnliche Lesepublikum ist in den Zuchthäusern eben so wenig zu Hause als in dem Boudoir der Lola Montez, Wunderbares, denn Vatermord, Giftnissherei u. dergl. stoßen einem wenigstens nicht alle Tage auf, und an der Moral läßt er es nun gar nicht fehlen, sie ist bei ihm vielmehr, so zu sagen, faustdick.

Wenn die deutschen Schriftsteller also darüber klagen, daß das Publikum noch immer dem wälschen Wesen zufällt, daß es nicht Patriotismus genug besitzt, sich an vaterländischen Produkten zu emuuiiren — eine Klage, die z. B. Mundt mit großer Lebhaftigkeit in der Bossischen erhoben hat — so wird das Publikum wohl mit Recht antworten: der Genuß ist ein kosmopolitisches Institut, und wenn das Pariser Leben oder die Abenteuerlichkeit der schottischen Hochländer mehr amüürt, als „das Leben und die Meinungen“ eines deutschen Gelehrten, so kann ich nichts thun, als die vaterländische Poesie beklagen, weil ich zu schwach zum Helfen bin.

Es ist ein Fluch, der auf den Deutschen ruht, daß sie ihre Eindrücke in der Regel erst aus der zweiten Hand empfangen. Nicht nur jene Literatur, deren Gegenstand wieder die Literatur ist, die Poesie, die einen Richard Savage, Gott-

shed, Gellert, Schiller, Molière n. s. w. auf die Bühne bringt, oder die Geschichte ihrer geistigen Entwicklung zu einem psychologischen Roman umschafft, sondern auch die scheinbar naive Ritter- und Räubergeschichte wird aus der Schrift geschöpft, und mit stereotypen Lettern gedruckt.

Die Periode der deutschen Literatur, die man nach der belletristischen Schule, die sich hauptsächlich darin bewegte, als die des jungen Deutschland bezeichnen kann — eine Periode, in deren Geist Werke, wie Zimmermann's „Münchhausen“ und „Epigonen“, W. Alexis „Hans Diesterweg“, die Romane der Hahn und ähnliche eben so gut geschrieben sind, als die Werke von Gutzkow, Laube und Mundt —, macht eine wesentliche Phase in der Entwicklung des deutschen Geistes aus, und sie soll bei anderer Gelegenheit in diesen Blättern im Zusammenhang mit den übrigen geistigen Bewegungen charakterisirt werden. Heute wollen wir uns an die unmittelbare Gegenwart halten, und nach dem Zufall, wie es der Meszkatalog gerade gibt, herausgreifen, was das Herz unsrer Poeten bewegt.

Das erste Buch, was uns entgegenkommt, ist ein Roman von G. König: Die Clubisten in Mainz (Leipzig, F. A. Brockhaus; bis jetzt zwei Bände.) Der Name des Verfassers gehört zu den hervorragenden unserer belletristischen Literatur, und man geht unwillkürlich mit Erwartungen an seine Dichtung, die durch den Gegenstand nur noch gesteigert werden können. Sie behandelt die Zeit, wo auf der einen Seite, bei unserer Aristokratie, der Einfluß Frankreichs, der schon lange am Hofe wie in der Literatur maßgebend gewesen war, durch die unmittelbare Berührung mit den Emigranten noch mehr belebt wurde, während im Volk und bei den Schriftstellern die Kühnheit, mit welcher die französische Nation die Träume ihrer Idealisten unmittelbar in die Wirklichkeit einzuführen versuchte, im entgegengesetzten Sinn einen verhängnißvollen Umschwung der Gedanken und Bestrebungen hervorrief. Von all' den Schriftstellern, die in jenes gewaltige Triebrad des Geistes mit hineingerissen wurden, ist Georg Forster, der Weltumsegler, der bedeutendste. Gervinus hat in seiner Literaturgeschichte mit Recht darauf aufmerksam gemacht, wie das Urtheil dieses eben so geistvollen als charakterfesten Mannes über die französische Revolution in gewissem Sinne ein prophetisches zu nennen ist, weil er schon damals in kühnen Zügen sich den Gang jener zugleich frechsten und erhabensten Dichtung entwarf, die jemals der menschliche Geist mit einer Feder von Stahl in Blut getaucht, in die marmornen Monumente der Geschichte aufgezeichnet hat. Einen kurzen Auszug dieser „Pariser Umriffe“ haben wir vor einiger Zeit in diesem Blatte mitgetheilt. Durch Gervinus wurde die Aufmerksamkeit der Deutschen aufs Neue auf diesen eminenten Geist geleitet, den zu seiner Zeit allein Schlegel wenigstens von ästhetischer Seite richtig gewürdigt hat, so wenig Wahlverwandtschaft man auch sonst zwischen beiden Männern herausfinden mag. Es erschien eine Gesamtausgabe seiner Werke, und man wurde nun auf das Privatleben

aufmerksam, das — ein seltener Fall bei einem deutschen Schriftsteller — sich zu einer Tragödie idealisirte. Denn wenn ein Herz von gemeiner, armseliger Misere aufgezehret wird — ein Stoff, wie ihn Alfred de Vigny in seinen Chatterton, Guzkow in seinem R. Savage behandeln — so kann das auf die Thränenröthen wirken, aber nicht erschüttern; wenn aber eine große, starke Seele in der allgemeinen Erschütterung zusammenbricht, welche die gesammte geistige Welt aus ihren Fugen hebt, so ist das traurig, aber es ist auch groß:

Si fractus illabatur orbis,  
Impavidum ferient ruinae.

ein Spruch, den nur der abstracte Römerverstand erfinden konnte. Das ist ein armseliges Herz, das durch den Weltuntergang nur äußerlich berührt wird. In wem der Geist wahrhaft lebt, der hat auch an seinen Schmerzen, an seinem Untergang Theil.

Forster ist der Mittelpunkt, um den sich König's Novelle dreht. Sein eigenthümliches Verhältniß zu seiner Gemahlin Therese, die ihn liebte, die er aber in einem gewissen Sinn vernachlässigte, weil sie seinen geistigen Anforderungen nicht mit entsprechender Geistesfülle entgegenkam, und die daher in ein Verhältniß mit einem andern Schriftsteller, Huber, gedrängt wurde, das später zu einer Ehe mit demselben führte, auf der einen Seite; dann sein Umgang mit den Großen seines Landes, die alle treu nach der Geschichte dargestellt werden, mit Ausnahme einer erdichteten Person, eines jungen Aristokraten, der als Träger des specifisch romantischen Interesses in eine doppelte Liebe verwickelt ist, zu einem Bürgermädchen und einem Fräulein, das die ganze Herzlosigkeit und Coquetterie der damaligen Aristokratie zeigt — alle diese Umstände machen ein reich bewegtes, in seinen geistigen Beziehungen unmittelbar wirkendes Gemälde möglich.

Mit Freude müssen wir anerkennen, daß der Verfasser die sorgfältigsten Studien gemacht, daß er sich mit lebendiger Theilnahme in die Fluth der wechselnden aber immer geistigen Interessen vertieft hat, die jene Zeit bewegten. In seiner Schilderung der verschiedenen Lebensverhältnisse der Stände und ihrer Interessen, spricht sich das poetische Talent aus, das seinen frühern Werken schon einen so verdienten Namen gemacht hat. Sein Urtheil ist natürlich, nicht gerade tief aber gesund. Er gibt nicht Figuren aus der Modenzeitung, eben so wenig aus dem Bordell und Zuchthaus, denn er geht mit Recht von dem Grundsatz aus, daß nur das Bedeutende Gegenstand der Darstellung werden darf.

Wenn wir alles dies rühmen und loben, so bleibt uns doch gegen das Ganze manches Bedenken. Es ist überall nur Tendenz einer lebendigen Darstellung; nicht eigentliches Leben. Wir können freilich von dem Totaleindruck noch nicht sprechen, da uns der letzte Band nicht vorliegt; aber schon in diesen beiden Bänden werden wir sehr oft ermüdet, und unser Interesse erschläft. Es liegt das zum Theil

daran, daß der Verfasser der unendlichen Fülle seines Stoffes nicht Herr geworden ist. Die Masse der Figuren, die sich aneinander drängen, bildet keine durchsichtige Gruppe; was man die Einheit der Handlung nennt, dieses langathmige Pathos, das bei aller Mannigfaltigkeit des Inhalts dennoch die Phantasie und das Gefühl nach Einer Richtung hintreibt, ist nicht vorhanden. Wenn der Roman seinen Zweck erfüllen soll, so muß er sich denselben Gesetzen fügen, wie das Drama, einem Gesetz, das z. B. in den Romanen von W. Scott stets sich geltend macht, seine schönste Form aber in Goethe's Wahlverwandtschaften erreicht. — Außerdem hat der Gegenstand selbst, so fruchtbar er beim ersten Ansehen erscheint, seine Schwierigkeiten. Es ist eine Geschichte, die nicht auf sich selbst ruht, sondern die ihr Verständniß und ihr Interesse erst in der Totalität der geschichtlichen Bewegungen jener Zeit findet, eine Geschichte, die also nicht für das Gemüth oder die Phantasie, sondern für den Verstand berechnet ist. Goethe hat in seinem Herrmann jene Zeitbewegung gleichfalls hereingezogen, aber nur als dunkeln Hintergrund, als Rahmen; das eigentliche Interesse ist in dem Gemälde selbst vollständig erschöpft und bewältigt. Sodann ist es gefährlich, bei den geschilderten Personen ein schon bestehendes — und noch dazu literarisches — Interesse vorauszusetzen. Forsters literarische Stellung zu schildern, wäre gegen die Kunstform des Romanes; wird sie aber bloß vorausgesetzt, so fehlt wieder ein wesentlicher Theil seines Charakters. Bei eigentlich historischen Personen hat das weniger zu sagen; von Napoleon, von Ludwig XIV., von Cromwell u. s. w. ist ein Bild in unserer Phantasie, und die Phantasie ist gefällig genug, dem Dichter zu Hülfe zu kommen. Aber einen literarischen Charakter tragen wir nicht im Bilde, sondern nur in der Reflexion in uns, und die Reflexion unterstützt nicht den Dichter, sie weckt nur die Kritik. . . .

Aus diesem literarischen Gebiete werden wir in dem zweiten Romane, von Ida v. Düringsfeld, Verfasserin von „Schloß Goczyn“: Margarethe von Balois und ihre Zeit (3 Bde., Leipzig, F. A. Brockhaus), in die bewegte Welt der Liebe und Politik hinübergeleitet. Es ist die uns wohlbekannte, blutige wollüstige Zeit der lusternen Catharine von Medici 1572 — 89, die uns in ziemlich loser Folge vorgeführt wird. Die Verfasserin hält sich streng an die Memoiren jener Zeit, namentlich an Brantome; sogar stylistisch werden sie fast unmittelbar wieder gegeben. Im Einzelnen ist jene Zeit von den Franzosen selbst, namentlich von A. Dumas, schon oft genug behandelt worden; wir finden uns in einer bekannten Gesellschaft, keine einzige Figur ist uns fremd. Die Verfasserin legt auf die Begebenheiten selbst und ihren Zusammenhang keinen Werth; sie nimmt sie, wie sie dieselben vorfindet; auch die Charaktere werden eigentlich nur copirt. Nur in der psychologischen Entwicklung der weiblichen Unholdinnen, in welchen die ganze Unfittlichkeit einer glaubenlosen Zeit sich Luft macht, ist eine originelle Poesie sichtbar. Margarethe ist ein geniales Weib mit ungemeinem Liebebedürfniß; weil

dieses nicht befriedigt wird, verstuft sie allmählig in die gemeinste Liederlichkeit. Die Verfasserin glaubt sie auf diese Weise zu rechtfertigen, wenn sie z. B. ihren Leib einem Banditen Preis gibt, der sie an einem Feinde rächen soll. Fort mit dieser romantischen Doctrin der genialen Gemeinheit! Für eine gebildete Dame ist es übrigens auffallend, daß dieser Roman, dessen stoffliches Interesse ihm gewiß ein zahlreiches Publikum verschaffen wird, in einem Styl geschrieben ist, dem keine Eigenschaft in geringerem Maasse beizulegen ist, als Eleganz. Wenn man diese abschauliche Zeit sich versinnlichen will, so geht man doch lieber an die Quellen, an die französischen Autoren selbst.

Die Deutschen haben in ihrer Geschichte unzweifelhaft charakteristische Züge genug, die sich einer poetischen Fassung eben so gut und besser anbequemen würden, als die liederlichen Zeiten einer Katharina von Medici. Von Zeit zu Zeit werden auch Ansätze gemacht, um uns durch epische Schilderungen in unserer eignen Geschichte eben so heimisch zu machen, als in den Straßen von Paris oder den Prairien von Texas. Es tritt sogar unverkennbar das Streben hervor, das eigentlich deutsche Wesen dem Inhalt wie der Form nach dem Auslande entgegenzusetzen. Es fehlt aber unsern Dichtern in diesem Genre in der Regel theils die allgemeine Bildung, die einen wirklich geistigen Inhalt in den empirischen Stoff hineinzutragen vermöchte, theils die objective Anschauung des wirklichen Lebens. Der Messkatalog bringt einige Versuche, welche die Minstrelharfe des Caledonischen Bardens zur Feier der deutschen Historie erklingen lassen.

Der eine derselben ist überschrieben: Die Lügower. Historischer Roman. (3 Bde. Berlin, 1847. L. Schlesinger.)

Wenn sich an irgend eine Begebenheit das unmittelbare Interesse der Gegenwart knüpfen läßt, so sind es die Freiheitskriege, die noch alljährlich in grün-umlaubten Hallen mit Reden, Toasten und materiellen Genüssen gefeiert werden. Die Zeit war gewaltig genug, um ein größeres episches Interesse in ihr zu verarbeiten, und das Andenken an die Einzelheiten des Kampfes hat sich noch immer so lebhaft erhalten, daß es einem echten Dichter leicht werden muß, durch individuelle Frische und einen geschlossenen Rahmen das Völkergedränge in einem einzelnen Bilde zu fixiren. Die Wahl des Gegenstandes wäre also zu loben, wenn der Dichter, statt sich in prosaischen Variationen auf Theodor-Körner'sche Themata zu beschränken, sich Mühe gegeben hätte, wirkliche Personen und Begebenheiten zu schildern. Ja es ließe sich selbst denken, daß das gespreizte Pathos, wovon jene Zeit übervoll war, in die Darstellung aufgenommen wäre, wenn der Autor sich nur selber frei gehalten hätte, wenn er im Stande wäre, das Hohle desselben zu durchschauen, ohne der wahren Begeisterung damit irgend einen Abbruch zu thun. Was sollen wir aber dazu sagen, wenn gleich auf den ersten Seiten eine deutsche Jungfrau in einen Monolog ausbricht, der die gespreizte Phraselo-

gie seliger Burschenschaft noch übertrifft, und wenn diese Sprache das ganze Buch hindurch in ununterbrochener Folge abgesponnen wird?

Wilhelm und Therese sind verlobt; Therese wird im Stillen von Hermann geliebt; Wilhelm steht Hedwig, eine Amazone, die jene begeisternden Worte aussprach, verlobt sich in sie und wird Lühower Jäger; Hedwig wird gleichfalls Lühower Jäger, und hat Mühe, sich der Liebe Wilhelm's zu entziehen; sie ist in Theodor Körner verliebt, mehr in den Dichter als in den Menschen; Theodor Körner ist das Ideal der Menschheit, der Weise und Prophet, der alles Gewöhnliche in seiner erhabenen Seele überwunden hat. Er wird erschossen, die verzweifelte Hedwig gleichfalls, der verzweifelte Wilhelm gleichfalls, der treue Hermann heirathet Theresen.

Wie sich erwarten läßt, herrscht neben dem Pathos eine unendliche Sentimentalität. Zwar kommen hin und wieder auch humoristische Anklänge vor, aber sie verhalten in dem allgemeinen Rhythmus der patriotischen Begeisterung. *Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas! . . .*

In einer zweiten Novelle: Attila (3 Bde.), werden wir dagegen in die graue Urzeit versetzt. Es ist ein Glied eines größern Cyclus: Geschichten des Ostens, von Josef Marlin. (Pesth, 1847. G. Heckenast.)

Ich glaube, es ist Fr. Soulié, der einen ähnlichen barbarischen Stoff, die Geschichte des Westgothischen Königs Eurich, in einem Roman behandelt hat. Dieses Buch oder ein ähnliches scheint dem Verfasser vorgeschwebt zu haben, wenigstens ist die neufranzösische Manier unverkennbar, nicht allein in der ganzen Art der Erzählung und Charakteristik, sondern selbst in der äußerlichen Form der kurzen, ohne Verbindung aneinandergereihten Sätze. Wer erinnert sich nicht an die Redeweise Eugen Sue's und seiner Nachahmer, wenn ihm auf jeder Seite einige Duzend Absätze aufstoßen. Der Name Marlin klingt übrigens selbst französisch. Doch können wir nicht annehmen, daß die ehrenwerthe Buchhandlung eine Uebersetzung auf dem Titel anzugeben unterlassen werde!

Was die Kunst der Schilderung betrifft, so hat Joseph Marlin die Franzosen nicht ohne Erfolg gelesen. Einzelne Partien sind mit der höchsten Lebendigkeit und Anschaulichkeit dargestellt, und die Handlung schreitet in beständiger Steigerung fort. Es ist ferner wenigstens das Streben sichtbar, nicht nur der einzelnen Person einen bestimmten Charakter zu leihen, sondern auch die Sitte und Weltanschauung der Zeit, ja die locale und nationale Farbe hineinspielen zu lassen. Aber die Wahl des Gegenstandes ist nicht eine glückliche zu nennen. Zu der Sinnenzeit und ihrer Weltanschauung hat die Gegenwart gar keine Beziehung, die Erscheinungen derselben können nur durch ihren Contrast frappiren. Die Darstellung einer historischen Periode, die außer allem Verhältniß zu der unsrigen steht, scheitert nothwendig an einer von zwei Klippen: entweder wird die moderne Anschauung hineingelegt, und dadurch die Zeit corrumpt, oder die ganze Ge-

schichte verläuft in eine Reihe von Curiositäten, die man zwar mit einer gewissen Neugierde ansieht, für die das Herz aber nichts empfindet. Man wende dagegen nicht ein, daß ja eine rein historische Darstellung, auch der entlegensten Vergangenheit, sobald sie plastisch ist, das lebendige Interesse eben so gut erregt, als ein nahe liegendes Ereigniß. Es ist dort das Bewußtsein objectiver Wahrheit, das uns fesselt, die wir auch bei der vollendetsten Kunst in einer dichterischen Fiktion nicht suchen werden. Das Gesetz der poetischen Phantasie wollen wir an der unmittelbaren Anschauung prüfen, nicht an dem kritischen Maaß der Gelehrsamkeit. Bei jeder Erscheinung, die uns hier entgegentritt, denken wir erst: wie stimmt das mit Gibbon? oder was für ein Historiker uns sonst geläufig ist. Denn für diese barbarischen Züge haben wir kein unmittelbares Verständniß. Es läßt sich noch eher ertragen, wenn Guklow uns die psychologische Entwicklung eines Dalai Lama vorführt, denn hier sind stagnirende Zustände, und das Seltsame soll sich wenigstens durch seinen eignen innern Zusammenhang rechtfertigen; aber die Bewegungen der Völkerwanderung laufen zu sehr in einander, als daß wir irgend eine Episode daraus ablösen, irgend eine zu einem vereinzeltten Verständniß führen könnten.

Ein zweiter mißlicher Umstand ist die Wahl des Haupthelden. „Zuchtruthe Gottes, Beben der Welt!“ Diese Beschreibung Attila's hat der Verfasser selbst auf den Titel als Motto gesetzt. Attila gehört einem Volke an, das ziemlich von der Erde verschwunden ist, das aber die Zeitgenossen nicht fürchterlich und unmenschlich genug schildern können. Er stand ferner auf jener schwindelnden Höhe der Macht, wo die reine, widerstandlose Willkür am Ende auf das Widerstündigste gerathen muß, um nur die Grenze ihrer Möglichkeit zu erproben. Eine solche Figur kann höchstens als dunkler, romantischer Hintergrund eines Gemäldes benutzt werden, aber nicht als Mittelpunkt. Auch tragen die Motive, durch welche die übrigen Charaktere bewegt werden, nichts dazu bei, das Fremdartige eines solchen Schauspiels aufzuheben; die Heldin, Ildico, ist die Tochter eines Hunnischen Fürsten und einer Römerin; die letztere ist von ihrem Gemahl aus Ueberdruß erschlagen; Ildico haßt ihren Vater. Ein gothischer Fürst liebt sie und ist mit ihr versprochen; aber ihr Herz ist kalt, und als der mächtige Attila um sie wirbt, lockt sie der Ehrgeiz und sie verläßt ihren Bräutigam. Nun aber verliebt sie sich in einen andern Gothen; dieser ist ein fanatischer Christ und benutzt ihre Liebe — die er übrigens theilt — dazu, sie zur Rache an den Feinden Gottes zu erziehen. Sie muß Attila, der sich gegen sie stets freundlich und human benommen hat, in der Brautnacht ermorden, weil er ein Heide ist. — Was sind das alles für Motive! Und dazwischen die gebührende Anzahl Nornen, Hexen, Verschworne, Kreuzesbrüder u. dergl., das alles ist eine absolut verkehrte Welt, die nur dann unser Interesse erregt, wenn sie mit dem äußern Gepräge der objectiven Wahrheit bezeichnet ist.

In einem andern historisch-romantischen Gemälde von J. v. Kefowski: Die Frauen von Culm (3 Bde. Altenburg, Helbig), das ebenfalls ein Glied eines größeren Cyclus bildet, soll uns die preußische Vorzeit, und zwar des 13. Jahrhunderts, veranschaulicht werden. Von diesem Cyclus ist vorher in demselben Verlage erschienen: Balgowe, eine Darstellung von dem Unabhängigkeitskrieg der alten Preußen gegen den Orden. Der Verfasser hat ernste Studien gemacht, aber er ist ohne plastisches Talent. Jene alte Zeit wird dadurch charakterisirt, daß die moderne Denk- und Sprechweise in's Phantastische übertrieben wird und sich in einem beständigen, ermüdenden Pathos ergeht. Wir lernen weder jene Zeit kennen — denn ihre Auffassung geht von der romantischen Reflexion aus — noch werden wir in unmittelbare, gemüthliche Spannung versetzt, denn die Interessen jener Zeit liegen uns zu fern, und „das ewige Lied der Liebe“ wird von gar zu ungelassenen Rehlen angestimmt.

Ein gemüthliches Interesse hat dagegen ein socialer Roman aus der Gegenwart, von Johannes Nordmann: Aurelie (Leipzig, Grunow. 2 Bde.) Er behandelt den Conflict des natürlichen, unbefangenen Gefühls gegen die künstlichen Geseze der sittlichen Welt. Er predigt nicht das Evangelium der genialen Leidenschaft, das die Bande des Rechts auflöst, aber er zeigt, wie auch in jener Sittlichkeit, wenn sie hart und rigoristisch gefaßt wird, ein Unrecht, eine Einseitigkeit liegt, die zum Verkehrten führt — ein Thema, das bekanntlich Hebbel in seiner Maria Magdalena mit aller Gewalt seiner Poesie durchgeführt hat. Die beiden Hauptcharaktere dieses Romans sind im Gegensatz gegen die gewöhnliche Weichlichkeit der Romanhelden hart und schroff, vielleicht zu abstract aufgefaßt; doch ist die Schilderung ihrer Seelenzustände reich an trefflichen Aperçus, und die Handlung interessirt und spannt. In der Sprache hat auch dieser Dichter, wie die meisten Deutschen, noch das stofflose Pathos zu überwinden.

Bunt, wie sie sich uns gerade darbieten, haben wir diese Poesien des Alltagslebens dargestellt. Wenn uns Dichtungen aus der Gegenwart von größerem Interesse aufstoßen, wollen wir sie folgen lassen. So viel hat sich wenigstens aus diesem gezeigt, daß Tendenzen genug in der deutschen Belletristik vorhanden sind, daß aber allenthalben der künstlerischen Vollendung noch gar zu viel im Wege steht.

J. —